



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Universitätsbibliothek Paderborn

## Das Maschinenalter

Suttner, Bertha von

Zürich, 1889

IV. Die Frauen.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47415](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47415)

## IV.

## Die Frauen.

Unter dieser Rubrik liebte man es zu jener Zeit, alle diejenigen Geschöpfe unserer Gattung, die dem weiblichen Geschlechte angehören, unter allgemeinen Gesichtspunkten zu betrachten, und man war gewohnt, den einen thatsächlichen Unterschied, nämlich den Unterschied des Geschlechts, auf beinahe alle Merkmale auszudehnen und sich unter „Frauen“ eine Klasse von Wesen vorzustellen, die in jeder Hinsicht — in geistiger gerade so wie in körperlicher — mit ganz anderen Eigenschaften ausgestattet waren als ihre männlichen Mitwesen, und daher eine Art Neben- oder vielmehr Unterabteilung des Menschentums bildeten.

In vielen Sprachen war der Ausdruck Mensch mit Mann gleichbedeutend (das französische *homme*, italienische *uomo*, englische *man*) — und auch im Deutschen, wo „Mann“ und „Weib“ in der weiteren Begriffseinheit „Mensch“ enthalten waren, erlaubte der Sprachgebrauch doch nicht, das Wort Mensch in der Einzahl auf die Frau zu beziehen. Hieß es „Ein guter Mensch“, „Ein häßlicher Mensch“, so blieb über das Geschlecht des so Bezeichneten kein Zweifel: es handelte sich um einen Mann. Für den Ausdruck, der unter uns Gebrauch ist, um die weiblichen Individuen der Menschheit mit gleichwertigen Namen zu nennen — etwas, was im Geiste des alten Deutsch — „Menschin“ hätte heißen müssen — gab es in

feiner der damaligen Kulturprachen ein Äquivalent. Natürlich: das Wort entsteht erst später als die Sache und im Maschinenalter lebten nur Frauen, — Menschinnen, wenigstens als solche anerkannt, gab es noch keine. Wir können daher dreist behaupten, daß wir heute gegen damals, bei gleicher Individuenzahl, doppelt so viele Menschen sind. Aus einer doppelten Anzahl von Konkurrenten gelangen auf allen geistigen und technischen Gebieten, von welchen früher eine Hälfte der Gesellschaft ausgeschlossen war, die besten obenan und es ist klar, daß durch diesen Zuwachs von wetteifernden Kräften die Kultur mit vermehrter Schnelligkeit vorwärts schreiten mußte.

Schon damals galt es als festgestellter Satz, daß der Grad der Gesittung einer Nation an der Stellung zu messen sei, welche innerhalb derselben von der Frau eingenommen wird, und prahlend wiesen die Europäer des neunzehnten Jahrhunderts darauf hin, wie bei den Wilden das Weib als Lasttier, bei den Orientalen und im Altertum als Sklavin, bei ihnen jedoch als Gefährtin betrachtet wurde. Mit Anwendung dieses selben Satzes können wir auch heute konstatieren, wie verhältnismäßig barbarisch das Maschinenalter noch war, wo die Frauen nicht als Vollmenschen, sondern — wenn auch nicht mehr als Lasttiere und als Sklavinnen, so doch als Untergebene, als Schutzbedürftige, als erwachsene Kinder galten. Der Rang „Gefährtin“, zu welchen sie vorgerückt waren, drückte doch auch nur aus, daß ihre Stellung in Anbetracht dessen, was sie dem Manne sein durften, eine bessere geworden; nicht mehr die grobe Arbeit verrichten müßend, nicht mehr verkäuflich, sondern mit dem Vorrecht beglückt, dem Gatten — vorausgesetzt, daß sich einer fand — lebenslänglich den Haushalt führen zu dürfen. Nicht was sie selber vorstellten, bestimmte ihren Menschenwert und ihre gesellschaftlichen Rechte, sondern das, was ihnen des Mannes Huld gewährte. Er war und blieb der von Gottes Gnaden eingesetzte Monarch; nach und nach verlieh er seiner Unterthanin, der Frau, immer höhere Adelstitel. Von der Ebenbürtigkeit beider Geschlechter war noch keine Rede. Die menschliche Gesellschaft, sofern sie als ein

frei sich entwickelndes Ganzes gedacht wurde, bestand eigentlich nur aus Männern, denn das ganze öffentliche Leben: das, was die Zivilisation ausmacht, nämlich Gesetzgebung, Regierung, Kriegführung, Gewerbe, Wissenschaft, war nur von Männern besorgt; sie also personifizierten das, was die geschichtlich fortschreitende, die effektive Menschheit abgab. Dieser selben waren Wesen beigegeben, welche dazu bestimmt waren, teils ihr das Leben zu erleichtern — sei es in der Lasttier-, der Sklavin- oder der Gefährtin-Form — teils dieselbe fortzupflanzen, nämlich wieder neue Menschen — d. h. Männer — zu gebären, und neue Hilfswesen dazu.

Die vielen aus jener Zeit stammenden Bücher mit Titeln wie „Die Frauen“, „Frauenleben auf der Erde“, „Studien über die Frauenseele“; die kursierenden summarischen Gemeinplätze über die Weiber und deren Charakter; die schmähenden und lobenden, lächerlich machenden oder schmeichelnden Sprüche und Gedichte, wo immer die ganze weibliche Menschenhälfte unter einem Gesichtspunkte dargestellt erschien, zeigen zur Genüge, wie man (d. h. die Männer, denn diese waren die Sprachführer des unter „man“ verstandenen öffentlichen Geistes) die Frauen als etwas Abgesondertes betrachtete. Die aus allen herrschenden Anschauungen hervorgehende und stillschweigend angenommene Grundanschauung war die: die Frau war nicht um ihrer selbst willen, sondern für den Mann geschaffen. Die Gegenseitigkeit der Ergänzung wurde übersehen. Hätte jemand die Behauptung aufstellen wollen, daß der Mann nur für die Frau geschaffen sei, so wäre die Absurdität dieses Satzes wohl jedermann aufgefallen; daß aber in dem gegenteiligen Satz ebenso viel unbegründete Annäherung enthalten war, das entging unsern Ahnen vollends. Annähernd und lächerlich fand man nur, wenn für die Frau Anspruch auf Gleichberechtigung erhoben wurde. Nicht nur lächerlich, auch lästerlich. Denn wie alle überkommenen Satzungen, hatte die Unterordnung der Frau ihre Stützen in altehrwürdigen Aussprüchen der Religionsbücher: „Er soll dein Herr sein“, hieß es in der Bibel, und die ganze Mythe der aus einer Rippe

des ersten Mannes geformten Genossin, welche ins Leben gerufen worden, weil der Schöpfer eingesehen, daß es für den Menschen, — d. h. den Mann — nicht gut sei, allein zu sein — deutet auf jenes Verhältnis hin, in welchem das Leben der Frau nicht als Selbstzweck, sondern als Verschönerung des männlichen Daseins aufgefaßt wird — eine Idee, die noch in dem Lobgesang des Dichters nachklingt:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben  
Himmliche Rosen ins irdische Leben.

Für Solche, die in der Bibel Gottes unumstößliches Wort sahen — und deren Anzahl war im Maschinenalter noch beträchtlich — war die sogenannte Frauenfrage, die sich allerorts zu regen begann, überhaupt keine Frage; ihnen erschien jede Bestrebung des Weibes, sein vieltausendjähriges Joch abzuschütteln, als ein ebenso thörichtes und aussichtsloses, wie sündhaftes Beginnen. Vom religiösen Standpunkt allein wäre der Prozeß gegen die Frauen gar zu leicht gewonnen gewesen; aber der Geist der Zeit war nicht mehr darnach, sich mit theologischen Gründen zufrieden zu geben. Daher mußte die Bekämpfung der Emanzipationsbewegung von verschiedenen anderen Standpunkten aus betrieben werden und so brachten die Gegner — auch unter den Theologen — philosophische und wissenschaftliche Argumente vor, unter denen als eines der beliebtesten das angeblich geringere Gewicht des weiblichen Gehirns herhalten mußte. Überhaupt war es die physiologische Beschaffenheit — deren Verschiedenartigkeit zwischen den beiden Geschlechtern auch von dem eifrigsten Emanzipationsapostel nicht weggeleugnet werden konnte — welche stets als Grundlage der Behauptung benützt wurde, daß die Frau auch in geistiger Hinsicht schwächer organisiert sei, als der Mann und daß sie von Natur aus unfähig sei, einen anderen als den jeweilig eingeräumten Wirkungskreis auszufüllen. Daß dieser Wirkungskreis, trotz der seinerzeit ebenso heftig erhobenen Einwendungen, im Lauf der Geschichte ein stets weiterer geworden, hätte die Status quo-Bertreter belehren sollen, daß der überwundene Irrtum ihrer Vorgänger möglicherweise in ihren eigenen Be-

hauptungen sich wiederholen könnte — aber der Wahlspruch der Konservativen auf allen Gebieten lautete ja immer: Bis hierher und nicht weiter! Obwohl die Erfahrung vorlag, daß dieses in der Vergangenheit mit gleichem Eifer und größerer Macht bewachte „hierher“ stets überschritten worden ist, so glaubten sie doch immer wieder, den gegenwärtig erlangten Punkt als Grenzpunkt verteidigen zu müssen. Mühsam rang ihnen der Fortschritt einen Zoll Boden ab; war diese Eroberung nicht mehr wegzuleugnen, sagten sie gnädig: „Seht, auch das haben wir euch gegeben — jetzt aber ist's genug, genug! Mehr könnt ihr nicht haben, mehr wäre vom Übel, mehr ist naturwidrig!“

Die Berufung auf die Natur lag den Gegnern der Frauenbefreiung sehr nahe. Allerdings ja: die Natur hat den Frauen auferlegt, Kinder zur Welt zu bringen und sie dabei periodischen Leiden und Mühsalen unterworfen, durch welche sie zeitweise von Ausübung öffentlicher Aemter u. dgl. ausgeschlossen blieben. Daneben fehlte der Beweis, daß zeitweilige Unterbrechung der Berufsthätigkeit zum Berufe selber untauglich macht. Regieren ist doch sozusagen auch ein öffentliches Amt und daselbe war schon damals unbestritten von manchen Frauen — die nebenbei Mütter waren — ruhmvoll bekleidet worden.

Eine zweite, in der Natur begründete nachteilige Eigenschaft des Weibes ist seine geringere Muskelkraft, sein ganzer zarterer Körperbau. Und Kraft ist Gewalt — das ist klar. Aber Gewalt führt zu Mißbrauch — das steht ebenso fest. Die größere Körperkraft war auch die historische Ursache der sich zu allem Anfang angemessenen und so lange behaupteten Überlegenheit der männlichen Menschheitshälfte. Ja, weil das Weib schwach war, wurde es unterjocht, aber nicht in Rücksicht auf seine Schwäche, sondern in Mißbrauchung derselben. Der Wilde zwingt seine Weiber zur Verrichtung der niedersten und härtesten Arbeiten; er läßt sich von ihnen bedienen, giebt ihnen von seinen Mahlzeiten nur die Überreste, schlägt und mißhandelt oder verstößt sie gar vollends: das ist die erste Wurzel von der Unterordnung der Frau — die körperliche

Schwäche nämlich, die es ihr unmöglich machte, sich gegen die auf sie herabfallende Faust zur Wehr zu setzen.

Wurde aber dieser Ursprung noch zugestanden — wurde derselbe überhaupt noch erkannt in den langsam umgewandelten Formen der Frauenunterdrückung, welche nach und nach die Gestalt der Frauenverehrung und -Beschützung angenommen hatte? „Holde, Gebrechliche, Zarte,“ hieß es da, „du bist zu schwach und zu gut für die Mühen des Lebenskampfes; wir wollen dich schirmen und stützen; wir wollen für dich alle Lasten tragen; — du bleibe im sichern Port des Hauses, hier hüte die Flamme des Herdes, hier übe den Zauber deiner milden Anmut . . . Spende uns Rauhen, uns Starken, uns Kriegern die Segnungen des Friedens; — nur um dich zu verteidigen, um alles Ungemach dir fern zu halten, ziehen wir in den Kampf hinaus.“

Sollte man bei solcher Sprache nicht glauben, daß Großmut und Bewunderung die Gefühle waren, welche den Mann bestimmt hatten, selber alle Drangsale und Gefahren auf sich zu nehmen und dem Weibe eine schöne, seiner höheren Würde angepaßte, ganz von Liebe umflossene Stellung anzuweisen? Die Heuchelei, die in derlei Schmeichelphrasen liegt, war denjenigen, welche diese Phrasen nachplapperten, oft selber eine unbewußte; in aller Aufrichtigkeit schwangen sie den Weihrauchkessel vor ihrer zum Idol erhobenen Leibeigenen. Gesitteter und milder geworden, machten sie von der Gewalt, die sie über das schwache Geschlecht besaßen, immer weniger Gebrauch; machtlos, in Fesseln geschlagen, lag das Weib vor ihren Füßen; sie mochten dasselbe nicht mehr treten und hoben es hilfreich empor, um es — zwar immer noch gefesselt — auf einen Ehrensitz zu erheben. Aber die Unterordnung, die Abhängigkeit — die war geblieben. So gnädig auch die Männer sich enthielten, dies dem Weibe fühlen zu lassen, die Thatsache bestand und mußte eine naturgemäße Erklärung finden. Das Wort „Schwäche“ erklärte alles.

Zu Anfang der Kultur, wo Körperkraft die einzige Tugend war, hatte Schwäche allerdings so viel Erniedrigendes und

Verächtliches an sich, daß ein gebrechliches Ding wie das Weib zwar zu Tode geplagt werden, aber nicht als ein dem starken Manne ebenbürtiges Wesen betrachtet werden durfte. Von Seiten des heuteerlegenden, feindebezwingenden Helden, dessen ganzer Menschenwert in der Kraft seiner Armmuskeln konzentriert war, war die Geringschätzung des zu Jagd und Krieg untauglichen Geschöpfes, das da periodischen Beschwerden unterworfen ist, eine ganz gerechtfertigte. Dazumal gab es noch keine der später so poetisch besungenen „Würde der Frauen“ — denn außerhalb der in strotzender Gesundheitsfülle ausgeübten Körperkraft gab es überhaupt keine Würde. Allmählig aber entstanden neue Tugenden und Vorzüge, die Muskelleistungsfähigkeit hörte auf, als höchste menschliche Eigenschaft zu gelten, und so verlor die den Frauen auf Grund ihrer physischen Schwäche widerfahrene Verachtung ihre Begründung; denn was die moralischen Tugenden anbelangt, mußte ihnen die gleiche, ja mitunter eine höhere Stufe zuerkannt werden, als den Männern.

Nun waren aber die Frauen in geistiger Hinsicht in eben solcher Unfreiheit geblieben wie in materieller. Dagegen begannen die Töchter des neunzehnten Jahrhunderts sich aufzulehnen. Zur Jagd und zum Kriege auszuziehen, Strapazen zu übernehmen, welche ihre Konstitution nicht ausgehalten hätte, danach hatte ihr Streben nie gezielt; aber in Sachen des Geistes wollten sie Anspruch auf Gleichheit erheben. Wer nun in diesem neuerstandenen Kampfe auf Seiten der herrschenden Anschauungen, der bestehenden Einrichtungen sich stellte — d. h. wer die Idee der Frauenemanzipation verstieß — der griff zu dem altbewährten Erklärungs- und Begründungsmittel und berief sich auf die „weibliche Schwäche“. Es handelte sich nur darum, diesen in materieller Hinsicht festgestellten Satz auch auf die geistige Beschaffenheit des Weibes anzuwenden, und dessen moralische Unterordnung erschien dann gleichfalls naturgeboten und unanfechtbar. So wurde denn dreist das Axiom verkündet: „Die Frau besitzt ebensowenig Denk- wie Muskelkraft, sie ist bedeutender geistiger Arbeitsleistung unfähig.“ Einzelne Er-

scheinungen geistiger Stärke unter den Frauen, die sich nicht wegleugnen ließen, galten nicht als Entkräftung der aufgestellten Regel, sondern als einfache Ausnahmen, und es hieß: George Sand, Katharina II. u. s. w. hatten „männlichen Geist“ — Phänomene waren es eben, wie die bärtigen Frauen der Jahrmaktsbuden. Mit aller Genauigkeit und Bestimmtheit wurde der seelische Organismus des Weibes konstruiert; Charaktereigenheiten, Fehler und Tugenden aufgezählt, welche auf das ganze Geschlecht sich erstrecken sollten, als ob es ebenso sichere psychologische Merkmale des Geschlechtsunterschiedes gäbe, wie es deren physiologische giebt. „Frauen besitzen ein viel regeres Gefühlsleben, als die Männer“ z. B., oder „Frauen sind außer stande, logisch zu schließen“, und dergleichen wurde in demselben Tone vorgetragen, wie etwa, daß Frauen ein weiteres Becken haben, oder daß sie des Bartes ermangeln. Ein ganzes Heer solcher als wissenschaftliche Wahrheiten auftretender Sätze sind in den damaligen gelehrten Abhandlungen über die Frauen enthalten; dieselben wurden so oft wiederholt, aus einem Buche in das andere zitiert, daß sie schließlich das Ansehen festgestellter Thatfachen gewonnen hatten.

Hier einige Beispiele. Ich entnehme dieselben einem Buche, dessen Verfasser in anderen Richtungen zu den Freisinnigen zählte, ein Umstand, der darauf hinweist, wie zur Zeit die Frage der Frauenemanzipation — selbst bei emanzipierten Geistern — auf festeingewurzelte Vorurteile stieß. Das Buch heißt „Studien über die Frauen“ von Eduard Reich. Nach einer Reihe von Kapiteln, welche den weiblichen Körpermaßen, Funktionen, Erkrankungen und sonstigen physiologischen Erscheinungen gewidmet sind, folgen, in Form und Ton analog, die den Geistesthätigkeiten gewidmeten Abschnitte:

„Bei den Frauen sind die Vorstellungen im allgemeinen weit mehr von Gefühlen begleitet und abhängig, als bei dem männlichen Geschlechte, und die Wechselwirkung zwischen Verstand und Gemüt ist viel inniger; ja so innig, daß dem Gedanken an die Möglichkeit auch nur zeitweiliger Trennung gar nicht Raum gegeben werden kann.“

„ . . . Das Geistesleben der Frauen charakterisiert sich immer durch seine ungemein innige Verbindung mit dem Gemütsleben, durch vorherrschende Phantasie und durch ein relativ geringeres Erkenntnisvermögen . . .“

„ . . . Weil die Frauen mehr zum Fühlen angelegt sind, als zum Denken, und jede ihrer Gedankenreihen durch Gefühle unterbrochen und durchdrungen wird, deshalb bleiben sie mit ihren Gedanken vorwiegend außerhalb, kommen zu keiner tiefen Konzentration des Denkens und vermögen also nur in geringem Grade mittelst dieses letzteren beruhigend auf das Gemüt zu wirken.“

„ . . . Bei denkräftigen Männern werden die Ergebnisse tiefen und auf solider Grundlage erhobenen Nachdenkens weder durch das Gemüt beeinflusst noch erschüttert; bei den verhältnismäßig denkräftigsten Frauen wird jede Spekulation durch das Gemüt beeinflusst, geeignetenfalls auch erschüttert.“

„ . . . Wenn Frauen mit gelehrten Sachen sich beschäftigen, bringen sie es nur zur Ermittlung irgend einer Einzelheit, sie machen höchstens eine wissenschaftliche Entdeckung geringfügiger Art; das große Ganze erfassen sie niemals und philosophische Entdeckungen bleiben ihnen fern. So lange die Philosophie existiert, hat es noch keinen wirklichen Philosophen weiblichen Geschlechts gegeben. Ein spezifisches Weib hat keinen Hang zu spezifischer Philosophie und ein Mannweib ist und bleibt immer ein Weib, und Gebärmutter so wie Eierstöcke dulden weder tiefe Wissenschaft noch Weltweisheit. Erziehung zur Philosophie, soweit von solcher überhaupt die Rede sein kann, erwirkt bei Frauen nur Entartung, weil sie dem weiblichen Gehirn gegenüber naturwidrig ist.“

Ehe ich weiter zitiere — und ich kann das typische Buch nicht zuschlagen, ohne Ihnen noch einige Stellen daraus vorzulegen — lassen Sie uns die obigen Behauptungen ins Auge fassen. Dieselben zeigen uns nicht nur die damals landläufige Beurteilung der Frauen, sondern geben uns auch einen Einblick in die zu jener Zeit noch vielfach gebrauchte Methode, Sätze, welche auf persönlicher Ansicht, auf isolierter Erfahrung

beruhen, als Grundlage weiterer Deduktionen zu gebrauchen, ohne vorherige Prüfung, ob diese Vorderätze nicht an einem Widerspruch krankten, ob für ihre Richtigkeit — außer der apodiktischen Behauptung — auch der jederzeit demonstrierbare Beweis bereit lag; eine Methode, die man mit dem Namen Kathedergewissenlosigkeit belegen könnte. Der Zweck heiligt die Mittel: diesen Jesuitengrundsatz ließen die Weisheitsverkünder nur zu oft walten. Zweck des obigen Vortrages ist, die Ansicht des Autors, daß weibliches Hirn zur Denkarbeit nicht taugte, möglichst zu verbreiten und um diesen Zweck schneller zu erreichen, versucht er nicht erst seine Ansicht zu begründen, sondern stellt sie einfach als Axiom hin. Zudem er seinen Ausspruch mit den Worten schließt: „weil die Philosophie dem weiblichen Hirne naturwidrig ist“, drückt er mit diesem „weil“ stillschweigend aus, daß der Beweis schon erbracht worden, denn ein „weil“ hat nur dann eine Berechtigung, in einem Folgerungssatz zu stehen, wenn es als Prämisse nicht mehr anfechtbar ist. Wenn aber dieses „weil“ zugleich dasjenige in sich faßt, was bewiesen werden soll, so ist dies einfach ein Zirkelschluß, dessen versteckte Anwendung zu den Kathedergewissenlosigkeiten gehört. Hierher gehört auch der sich in den Schwanz beißende Satz: Das spezifische Weib hat keinen Hang zum Denken — das denkende Weib ist keines, sondern ein Mannweib. Damit wird der von der Erfahrung jederzeit zu befürchtende Gegenbeweis von vornherein meuchlings entkräftet. „Das Weib denkt nicht“, behauptet Verfasser. „Doch“ könnte Einer entgegenen und einige bekannte Denkerinnen von Hypatia bis zu George Eliot anführen. „Das waren keine spezifischen Weiber“, würde die vorbereitete Verteidigung lauten.

Der Satz: „So lange es eine Philosophie giebt, hat es noch keine bedeutende Philosophin gegeben“, ist eine Behauptung, die, selbst als wahr zugegeben, doch auch nur einen täuschenden Beweis für die zu demonstrierende Sache enthält. Denn, wenn unter so vielen Millionen Männern, welche bis dahin die Möglichkeit hatten, sich mit Philosophie zu beschäftigen, nur ungefähr zwanzig namhafte Weltweise aufgetreten

waren, wie konnte unter den wenigen hundert Frauen, welche, ausnahmsweise, die Schranken der Erziehung, Sitten und Vorurteile durchbrechend, das Feld des Gedankens zu betreten wagten, ein bezifferbarer Prozentsatz von Philosophinnen enthalten sein? Ist auch nur  $\frac{1}{1000}$  Denkerin aufgetreten, so war die gleichwertige Proportion schon erreicht. Der vorgebrachte Beweis ist gerade so unstichhaltig, so betrügerisch, so gewissenlos mit einem Worte, wie wenn man ein meilen-großes Becken mit Spielkarten gefüllt hätte, worunter nur zehn oder zwölf Damen enthalten sind, und dann, nachdem man durch eine Viertelstunde Karten herausgezogen, wobei keine Dame zum Vorschein gekommen wäre, in doktrinärem Tone rief: „Wie Sie sehen, hat das Kartenbild der Dame die spezifische Eigenschaft, nicht gezogen werden zu können.“ Wer so spricht, zählt offenbar darauf, daß im Publikum sich Keiner finde, der auf die Idee kommt, zu sagen: „Geben Sie erst ebensoviele Damen als andere Karten in Ihr Becken, dann wollen wir das Verhältnis prüfen.“

Kehren wir zu unserem Buche zurück.

„F. J. G. Cabanis zeigt, daß der Geist der Frauen fähig sei, Feinheit und Scharfsinn anzunehmen, aber keineswegs Ausdehnung und Tiefe, und daß derselbe geeignet sei, einzelne Züge und Schattierungen zu erkennen.“ Warum: „Cabanis zeigt“ und nicht einfach Cabanis „sagt“? Es ist dies auch unredlicher Augurenbrauch, wenn Einer vom Andern die ihm passenden Aussprüche nicht als ausgesprochene, sondern als gezeigte, d. h. erwiesene Sätze hinstellt. „Die gelehrten Frauen,“ so wird Cabanis weiter zitiert, „wissen nichts gründlich; sie verwirren und vermischen alle Gegenstände, alle Ideen. Ihre lebhafteste Auffassung hat sich einiger Teile bemächtigt: nun bilden sie sich ein, alles zu verstehen. Die Schwierigkeiten sind ihnen widerwärtig; ihre Ungeduld bringt sie darüber hinweg. Unfähig, längere Zeit hindurch auf einen Gegenstand die Aufmerksamkeit zu richten, finden sie keinen Genuß an starkem Nachdenken; diesem sich hinzugeben sind sie überhaupt nicht imstande. Rasch eilen sie von einem Gegenstand zum anderen;

von alledem bleibt nur Einzelnes bei ihnen zurück, Unvollständiges, welches fast stets zu den schnurrigsten Kombinationen Anlaß giebt."

So weit Cabanis. Reich — um für späteren Zitatengebrauch auch etwas zu zeigen — fügt hinzu: „Von den sogenannten gelehrten Frauen kann man die Überzeugung gewinnen, daß der Verstand des Weibes nicht zu gelehrten Sachen, sondern nur zu den Dingen des täglichen Lebens geeignet sei. Der Gelehrte, der Philosoph muß seine Aufmerksamkeit meistens durch sehr lange Zeit auf Einzelheiten konzentrieren und so intensiv nachdenken, daß häufig genug die gewöhnlichen äußeren Reize allen Reiz verlieren. Wie wäre so intensives Nachdenken, so ununterbrochene Beschäftigung mit einer Sache von Frauenzimmern zu erwarten? Alle Gelehrsamkeit ist beim Weibe nur Schein. Mit dem Bisherigen soll durchaus nicht behauptet sein, die Frauen wären unfähig zu leichter Schriftstellerei, zur Novellen- und Romanschreiberei, zu den leichten Arten der Dichtkunst und andern Operationen des Geistes; im Gegenteil kann eben wegen ihrer Fähigkeit, Vappalien auf das Genaueste wahrzunehmen und das Äußere der Erscheinungen auf das Minutiöseste zu beurteilen, die Frau in leichter Schreiberei oft sehr Bedeutendes zu Tage fördern.“ —

Die Persidie dieses Paragraphen leuchtet Ihnen doch ein? Verfasser will nicht gesagt haben, daß Frauen zur Roman- und Novellenschreiberei unfähig seien. Doch war diese Behauptung von seinen Gesinnungsgenossen oft genug vorgebracht worden, und lieferte jedenfalls eine Erhärtung des zu beweisenden Satzes von der Denkfähigkeit der Frauen, da Schreiben und Denken — auch bei Romanen — mit einander doch ein wenig verbunden zu sein pflegen. Aber der Autor will nichts gesagt haben, weil zu seiner Zeit die Thatsachen schon gar zu laut sprachen; Romanmeisterwerke aus weiblicher Feder standen zu unbestritten da, um nicht gegen ihn angeführt zu werden, falls er die Fähigkeit, die er nicht ohne Bedauern den Frauen einräumt, denselben abgesprochen hätte, — und standen

zu zahlreich da, um den Ausweg: „das schriftstellernde Weib ist kein Weib“ offen zu lassen. Also greift er zu dem gewiß nicht loyalen Mittel, die Kunstgattung selber — deren sich die von oben herab Behandelten siegreich bemächtigt haben — auch von oben herab zu behandeln: Novellen- und Romanschreiberei — synonym mit leichter Schreiberei — dazu braucht man weder Verstand, noch Logik, noch Gedankenkonzentration, noch Vernunft; dazu ist's im Gegenteil von Vorteil, um „Bedeutendes zu Tage zu fördern“, wenn man die Fähigkeit hat, „Lappalien“ wahrzunehmen. Übrigens weiß ich nicht, ob Verfasser Madame de Staël's „*Considérations sur la révolution française*“, Meysenbug's „*Memoiren einer Idealistin*“ und Troll-Borostyáni's „*Die Gleichstellung der Geschlechter*“ mit zur Novellenschreiberei gerechnet hat?

Unbeirrt durch das eben gemachte Zugeständnis, daß dem Geist der Frauen bedeutende Dichtungswerke entsprungen sind, fährt E. Reich in seinen verschiedenen Behauptungen über weibliche Geistesbeschaffenheit also fort:

„Der Verstand der Frauen ist, wenn man es so bezeichnen soll, heiterer, leichter, beweglicher als der Verstand der Männer, mehr für die Oberfläche als für die Tiefe, mehr für die Form als für die Substanz.“

„ . . . Die Denkkraft, besonders das Vermögen des intensiven Nachdenkens, findet man bei dem Weibe in geringerem Grade entwickelt als bei den Männern. Daher wird niemals die Frau in aller Beziehung an Stelle des Mannes treten können, auch wenn sie des Unterrichts an Universitäten genoß.“

„ . . . Jeder hohe Aufschwung des Denkens setzt ein höheres Maß von Objektivität voraus. Frauen werden niemals imstande sein, höchst intensivem Nachdenken sich zu widmen, die Gedanken von der Herrschaft der Gefühle auch nur für Augenblicke zu befreien. Weil die Phantasie bei den Frauen so überwiegt, das Gedächtnis auf Einzelheiten sich beschränkt und mehr mit den Sinnen als mit Ideen und Reflexionen in Beziehung steht; weil der Verstand bei der Erscheinung verbleibt und zu der Ermittlung von Ursachen und Prinzipien

nicht sich empor-schwingt, darum ist kein Weib fähig, kontemplativ sich zu verhalten, Gesetze zu geben u. s. w."

Die Frau ist — die Frau hat — die Frau kann —, oder sie ist und hat und kann nicht: solche Sätze hätten doch nur wissenschaftliche Berechtigung, wenn diejenige Ordnung der Geschöpfe, von welchen „die Frau“ durch die angeführten Merkmale sich unterscheiden soll, diese Merkmale nicht besäße. Versucht man aber, die zu jener Zeit über die Frauen gemachten Aussprüche in der Form des implizierten Gegensatzes auszudrücken, so zeigt sich, wie wenig Stichhaltigkeit darin enthalten war. Z. B. „Die Männer sind nicht eitel — nicht oberflächlich — nicht abergläubisch“ —; oder „Die Männer sind verstandesstark — willenskräftig — tiefe Denker.“ Da liegt der Ausruf gar zu nahe: Nicht alle, nicht alle! Es giebt Männer genug, welche die ersteren Merkmale besitzen und der zweiten ermangeln. Dasselbe gilt für die Frauen. . . . „Ausnahmen kommen überall vor,“ wird nun die Rechtfertigung lauten, „wir sprachen nur von der Allgemeinheit, von der Mehrzahl.“ Ah so! Habt ihr aber auch ein Recht, ihr gelehrten Frauenforscher, gleich auf die Allgemeinheit zu beziehen, was ihr an euren Gattinnen und Schwiegermüttern wahrgenommen habt, und als organisch begründete Unterschiede hinzustellen, was bald hier und bald dort vorkommt, nur hier vielleicht etwas öfter als dort? Damit eine Sache als wissenschaftliche Wahrheit, auf die man Folgerungen stützen will, vorgebracht werden dürfe, muß sie — von Monstrositäten und Abnormitäten abgesehen — immer und überall vorhanden sein. Und gehörten etwa Frauen, welche denken konnten, und Männer, welche dumm waren (denn ist jene Phrase von dem „Verstande der zu der Ermittlung von Ursachen und Prinzipien sich nicht empor-schwingen kann,“ etwas Anderes als eine Umschreibung von Dummheit?), gehörten etwa, fragen wir, geschiedte Frauen und dumme Männer zu den Naturspielen und Mißgeburten? Vorausgesetzt, daß die von den damaligen Frauenbeurteilern erkannten Charaktere in erdrückender Überzahl bei dem „schönen Geschlechte“ hervortraten, so waren diese Charaktere dennoch

keine wesentlichen, im Organismus wurzelnden Unterscheidungsmerkmale, sondern mußten sich auf äußere Umstände und Einflüsse zurückführen lassen. Wenn es unter den Frauen weniger denkende als fühlende gab; wenn diese oder jene Eigenschaften und Fehler unter ihnen vorherrschten, konnte dies nicht seine Erklärung in den Einflüssen der Erziehung und der Lebensstellung finden? Aber dieser Gesichtspunkt ward von den vermeintlichen Frauenkennern im Sinne Reichs gar nie herangezogen — ein Umstand, der entweder auf absichtlicher Fälschung der Argumentation beruhte, oder der jene Herren — obwohl sie dem „spezifisch philosophischen“ Geschlechte angehörten — in die Kategorie derjenigen reichte, deren „Verstand bei der Erscheinung bleibt und zu der Ermittlung von Ursachen und Prinzipien nicht sich emporheben kann.“

Und da, wo der Hinweis auf die organische Naturanlage nicht genügend standhielt, da berief man sich auf das „Ideal“. Es konnte ja allenfalls geschehen, und geschah auch sehr oft, daß Frauen jene Eigenschaften und Mängel nicht zeigten, welche als ihre wesentlichen Merkmale verkündet worden waren: — dann entsprachen sie eben nicht mehr dem Ideal der Weiblichkeit. Damit glaubte man etwas noch Unwandelbareres und Unanfechtbareres angeführt zu haben, als die Natur selber. Abstraktionen wurden da als Norm der Erscheinung angeführt, uneingedenk der Thatsache, daß sich die Abstraktion aus der Erscheinung gebildet hat. „Weiblichkeit“ ist nicht dasjenige, was die Frauen zu dem macht, was sie sind, sondern das, was sie sind, giebt das Bild zu der sogenannten Weiblichkeit ab. In unserer Welt der Endlichkeiten und Vergänglichkeiten können wir ein „Ewiges“ nie erschauen — auch das berühmte „Ewig-Weibliche“ war nur ein lügnerisches Dichtervort. Daß in jedem Lande, zu jeder Zeit all die Ideale von einander verschieden sind, das erschüttert die Idealverfechter nicht in der Ansicht, daß die jeweilen von ihnen gebildete Abstraktion die ewige Norm des Wirklichen und Wesentlichen sei. Die Amazonen — falls sie existierten — würden auch ein Weiblichkeitsideal abgegeben haben, und wie wäre dieses Ideal in der orientalischen

Welt beschaffen, wie im römischen Staate, wie im Mittelalter und wie im neunzehnten Jahrhundert? Wie erst unter uns — wo das Ideal unserer Menschinnen in das der Menschheit aufgegangen ist, und wo es einen gesonderten Begriff weiblicher Vollkommenheit nicht mehr giebt — gerade so wie im Maschinenalter, nach aufgehobener Leibeigenschaft, es keine Ideale der Hörigkeit mehr gab.

An dieser wie an allen aus jener Zeit stammenden Fragen ersehen Sie wieder, wie die Geister im Banne des Unwandelbarkeitsglaubens standen; wie, allen Erfahrungen von zurückgelegten Umänderungen zum Trotz, die jeweilig erreichten Zustände als dasjenige betrachtet wurden, auf dem fortan beharrt werden müsse. Als solche Beharrungssinnbilder stellte man allerorts die sogenannten Ideale auf. Nur Wenige gab es — und diese waren als revolutionäre Träumer verpönt —, welche an Stelle jener Ideale, deren unideale Abstammung sie erkannten, deren nahenden Zusammensturz sie voraussahen, neue, erst in der Zukunft zu erreichende Ideale aufgerichtet hatten. Gerade in der Zeit, von der wir reden, begann langsam das Umrissbild eines Ideals sich zu zeichnen, zu dem die landläufigen Begriffe der durch Sitte, Gesetz und Erziehung eingeschränkten „Weiblichkeit“ in immer fühlbarerem Widerspruch standen: das Ideal der „Vollmenschlichkeit“. Freiheit, Würde, Ansehen — darauf sollte jeder Vollmensch, ohne Rücksicht auf Rasse, Stand und Geschlecht, gleichen Anspruch haben und auf Gerechtigkeit, Vernunft und Milde sollte dieser Anspruch fußen. Gar manche Eigenschaften, welche vormalig als dem weiblichen Ideal widerstrebend und dem männlichen hingegen angepaßt erschienen, als da sind: Lust zum Kriegsführen und zu Abenteuern, Ausdauer im Trinken, Liebeln und Würfeln, Befähigung zum Inquisitoren- und zum Henkerdienst — das waren alles Dinge, die auch unter der männlichen Hälfte der Vollmenschheit erst ausgerottet sein sollten, ehe die volle Gleichberechtigung der andern Hälfte wünschenswert und erreichbar war.

Die Verteidiger bestehender Einrichtungen haben immer

leichtes Spiel, wenn sie die Konsequenzen einer Neuerung als in Kollision mit den übrigen unverändert gedachten Einrichtungen darstellen und wenn sie übersehen oder absichtlich verschweigen, daß in jedem Organismus — auch im gesellschaftlichen — ein Gesetz korrelativer Abänderung waltet, wonach die Modifikation irgend eines Teiles die Umwandlung vieler anderer Teile nach sich zieht. In einer Gesellschaft z. B., in der das Vorrecht des Stärkeren so radikal ausgerottet wäre, daß in derselben die Gleichstellung der Frau erreicht worden wäre, würde überhaupt nicht mehr Krieg geführt, und die Anomalie einer Schlachten befehligenen Feldherrin käme da gar nicht mehr in Betracht. Frauen als Priesterinnen derjenigen Religion, welche seit jeher von Männern auf Männer ihre Weihen übertragen, welche einen aus drei männlichen Wesen gedachten Gott verkündete, welche das Weib als die Erblasserin alles Sündenelends hingestellt und den Satz lehrte „mulier tacet in ecclesia“ — als die Priesterin dieser Religion, oder gar der mohammedanischen, welche dem Weibe keine Seele zusprach, konnte eine Frau wohl niemals gedacht werden — aber sollten denn diese Formen selber, in der neuen Ära, der die Vollmenschlichkeit entgegenstrebte, noch enthalten sein? . . .

Einer der stärksten Gründe gegen die Frauenbefreiung — stark, weil er im Gefühl wurzelte — war die Anschauung, wonach alles Zarte, Schöne, Milde in dem weiblichen Ideal enthalten war und wonach die noch vorhandene, von den Männern im täglichen Leben bethätigte Barbarei — das Kriegstum, die sinnliche Zügellosigkeit u. s. w. — im andern Geschlecht sozusagen Dämpfung und Besänftigung finden sollte. Nicht nur den Mann zu beglücken, ward das Weib geschaffen, sondern auch ihn zu veredeln — und in diesem Sinne war es nun, daß der Satz aufgestellt und in tausend lobhudelnden Variationen wiederholt wurde, die Frau sei zu gut, um dem Mann gleichgestellt zu werden. Mit der gleichen Bestimmtheit, mit der man die geistige Inferiorität der Frauen verkündet hatte, pries man nun die Vorzüge ihres Charakters, die Ueberlegenheit ihrer Tugend, als ob es wirklich nur lauter aufopfernde,

keusche, liebevolle Frauen gegeben und als ob es ihres Amtes wäre, alles, was es da Rauhes giebt, zu ebnen und zu glätten.

„Aber mit sanft überredender Bitte  
Führen die Frauen das Szepter der Sitte,  
Pöschchen die Zwietracht, die tobend entglüht,  
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,  
Sich in der lieblichsten Form zu umfassen,  
Und vereinen, was ewig sich schiebt.“

Immer nur im Hinblick dessen, was die Frau — nicht als Mensch an sich, sondern als Gefährtin des Mannes, — leisten konnte, ward ihr Wert und ihr Recht bemessen. Sei's nun, um als Weib des Wilden die Gunst zu genießen, dem Herrn das erbeutete Wild in die Hütte zu schleppen; um als Hinduwitwe dem toten Gebieter durch den Holzstoß ins Jenseits folgen zu dürfen; oder um als angetraute Hausfrau dem Gesponnen die Hemdknöpfe anzunähen, oder um endlich, wie die beliebte Schmeichelrede lautete, als hochgebildete Salondame durch ihren verfeinernden Umgang auf ungehobelte Jünglinge abschleifend zu wirken („Willst du wissen, was sich ziemt — frage nur bei edlen Frauen an“): immer war es ihre männerbeglückende Wirksamkeit, auf die sie sich prüfen lassen mußte.

Aber von allen weiblichen Eigenschaften die besungenste, die wesentlichste, war die Schönheit; von allen zu erlangenden Künsten war die Kunst, den Männern zu gefallen, ihre Begierden zu entflammen, die wichtigste. Schönheit ward so sehr als Pflicht oder doch als Vorrecht des weiblichen Geschlechtes erkannt, daß man letzteres kurzweg das „schöne“ nannte. Die Männer waren zu stolz, um sich für den Liebreiz, den ihre Erscheinung auf Frauensinne üben konnte, preisen zu lassen. Zwar verschmähten sie es nicht, zu gefallen, aber nimmermehr hätten sie es geduldet, daß ihnen Schönheit als ihr mächtigster Vorzug nachgerühmt werde. Dazu war auch keine Gefahr. Die Ruhmausteilung lag ja in den Händen der Männer selber, und da war nicht zu fürchten, daß einer des andern Schönheitsmacht besinge. Und auch in den Fällen, wo Frauen das Wort führten, erscholl nicht das Lob der Männerschönheit; es war dem „schönen Geschlecht“ zu sehr eingeprägt worden, daß

die Anmut äußerer Form nur seine Prerogative sei und daß Männer um ganz anderer Eigenschaften willen geliebt werden müssen. Es hatte sich die Sage festgesetzt, daß edle Frauen für den Eindruck, den männliche Jugend und Schönheit hervorbringen, keine Empfänglichkeit haben; daß sie nur in geistige Vorzüge sich zu verlieben imstande seien. Nur sie hatten die Pflicht, mit ihrem Liebreiz zu entzücken; sie kamen der Erfüllung ihres Berufes desto näher, je mehr Jugend und Körperschönheit sie besaßen; — doch solches von den Männern zu verlangen, darüber waren sie — so hatte man sie zu behaupten gelehrt — durchaus erhaben. Ob männliche Schönheit dennoch denselben Eindruck auf sie machte, den ihr Reiz auf das „starke Geschlecht“ ausübte, das hat man nie erfahren, denn in Wort und Schrift ahmten sie den allgemein angeschlagenen Ton nach; sie selber schilderten in entzückter Sprache den Schönheitszauber ihrer Schwestern und lobten an den Männern nur die Vorzüge des Charakters. Man denke auch, wie albern es gelungen hätte, wenn ein junges Mädchen die Eindrücke eines Balles etwa in folgender Weise hätte beschreiben wollen: „Ein Kranz herrlich blühender Männerblumen schmückte den Saal; — von dem Glanze ihrer strahlenden Augen geblendet, von dem Liebreiz ihrer schlanken Gestalten entzückt, wußte mein Blick nicht, wo er haften sollte“ u. s. w. Oder welche Schriftstellerin hätte ihren Helden mit den Worten eingeführt: „Karl war eine Schönheit ersten Ranges. Obgleich nicht mehr jung — das Klapp der Dreißig lag schon hinter ihm — hatte er den Zauber des Liebreizes noch bewahrt und zählte zu den begehrenswertesten Männern der Gesellschaft. Überall, wo er sich zeigte, ging ein Gemurmel der Bewunderung durch die Frauengruppen; dem Banne seiner sinnberückenden Anmut vermochte kein Weiberherz sich zu entziehen, und er war sich auch der Macht bewußt, welche seine sieghafte Schönheit ihm verlieh.“ Was solche Redeweise Beleidigendes und Entwürdigendes enthält — für Menschen beiderlei Geschlechts, das leuchtet uns deutlich

ein. In jener Zeit jedoch, wo Phrasen wie die obigen ganz und gar unmöglich gewesen wären, wenn auf einen „Karl“ angewandt, auf eine „Karoline“ bezogen, hingegen nichts Anstößiges hatten, — zu jener Zeit waren die Frauen an derlei Schmeicheleien so gewöhnt, daß sie dieselben ohne Zorn anhören konnten, ja sogar mit Genugthuung als das hinnahmen, wofür es ausgegeben ward: als Huldigung.

Da alles, worauf ein Mensch stolz zu sein pflegt — Rang, Name, Ansehen, Stellung — einer Frau nur durch Vermittelung des Mannes, der sie zur Gattin erkor, zugänglich war; da ferner Schönheit diejenige Eigenschaft vorstellte, welche ihr die meiste Chance bot, einen Mann zu erringen, so war es ganz natürlich, daß sie in ihre Schönheit denselben Stolz setzte, den der Mann ob jener Eigenschaften und Verdienste empfand, die ihm zu Rang und Ansehen verhelfen konnten. Da ferner die körperliche Schönheit am glänzendsten zur Zeit der Jugend sich entfaltet, galt Jugend als die nächstwichtigste Eigenschaft: ein echtes, ein spezifisches Weib war eigentlich nur das schöne und junge Weib, gerade so wie die spezifische Rose nur in der blühenden Blume gedacht wird. Fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahre alt und vollendet schön sein, das war wohl in der Rangordnung der Frauenarmee dem Generalsgrade gleich. Viele Widerprüche, welche die Idee der Emancipation hervorrief, fußten auf der Vorstellung, daß das hold-erblühte junge Weib in öffentlichen Ämtern, in Anatomiesälen, in Parlamentshäusern statt „reizend“ lächerlich erscheinen könnte. . . . Ja, reizen, nämlich zur Begierde entflammen, den zu bietenden Wollustbecher möglichst würzen: das war höchstes Frauenverdienst. Und mit dieser Odaliskewürde gab sich das schöne Geschlecht zufrieden.

Freilich war die Auffassung eine andere. Schönheit wurde als eine Art Gottesgnadentum verehrt; die damit Gefrönten fühlten ihre Macht und nahmen die Huldigung als schuldige Abgabe hin. Sie lächelten auf die vor ihnen Knieenden hinab, vergessend, daß der Sockel, auf dem sie standen, aus den Begierden Jener gezimmert worden.

Welche Schätze von Zeit, von geistiger Kraft damals von den Frauen vergeudet wurden, um ihr lohnendstes Ehrenziel: schön zu sein oder mindestens zu scheinen, zu erreichen, das ist unberechenbar. „Toilette“ war der Name eines ganzen Kultus, dessen stets zu befolgende und stets wechselnde Liturgie „die Mode“ hieß und welchem zu dienen ein Heer von Sklavinnen und Priesterinnen und Hohepriesterinnen angestellt war. Ein Kultus, der, gleich dem einstigen opferverschlingenden Moloch, auf seinen Altären unzählige Vermögen in Rauch aufgehen machte, dem Gesundheit und Ehre hingeschlachtet wurden. Da gab's ein lichtstrahlbrechendes Glas — sie nannten's Diamanten —, ein Ding, das wir heute aus Zucker herstellen können und aus welchem wir mitunter die Dielen und Decken unserer Gemächer verfertigen, welches an sich hängen zu haben für ein solches Glück galt, daß manches Weib als Preis dafür — sich selber hingab. Wir können es an den alten Bildern sehen, wie zu jener Zeit die Frauen mit Spitzen, Federn und Edelsteinen bedeckt waren; wie sie nicht nur ihre Arme mit Spangen, ihre entblößten Schultern mit Perlen, ihr langes, kunstvoll aufgestecktes Haar mit falschen Blumen schmückten, sondern sogar ihre Ohren durchlöcherten, um deren Lappchen mit schwerem Gestein herabzuziehen — eine Sitte, die uns nicht viel weniger wild anmutet, als jenen die Nasenringe der Indianer scheinen mochten. Einstens war das Tragen des Ohrschmuckes auch unter den Männern Mode gewesen und man traf im Maschinenalter noch vereinzelt alte Herren, die in dem einen Ohr ein schmales Goldreife trugen. Das waren nur Rudimente — im allgemeinen waren die Männer über Putz und Tand schon hinausgewachsen. In der männlichen Tracht war nichts mehr von Buntfärbigkeit und Metallglitter zu sehen, mit Ausnahme jedoch der Hof- und Militäruniformen. Aber dieser letzte Rest der Kleiderpracht kostete den Trägern — da hierbei feste Vorschriften befolgt werden mußten — keinen Kraftaufwand von Geist und Erfindung mehr; während bei den Frauen, deren Tracht dem Geschmack und der Willkür überlassen war, die Frage: „Was werde ich

anziehen?“ zwei Drittel der Lebensinteressen vorstellte. Wenn man bedenkt, daß der Gang der Zivilisation und damit die Entfaltung menschlicher Gesittung und Wohlfahrt von dem Maße der zurückgelegten intellektuellen Fortschritte abhängt, und wenn man daneben berechnet, wie viel Nachdenken, wie viel geistige Anstrengung, wie viel Talent von seiten der halben Menschheit an die Bekleidungsfrage gewendet wurde, so läßt sich ermessen, um wie vieles das Glück unseres Geschlechts durch das Schönseinswollen des sogenannten schönen Geschlechts verzögert worden ist.

Sie müssen nicht glauben, daß man diese der Toilettenfrage zugewendete Wichtigkeit und Leidenschaftlichkeit etwa gut hieß, daß man nicht auch schon empfand, wie oberflächlich, wie thöricht, wie zeit- und geldraubend, gesinnungserniedrigend die weibliche Putz- und Gefallsucht an sich war. Man braucht nur in den alten Autoren die zahlreichen, gegen die Frauen gerichteten Gemeinplätze und die an sie gerichteten Predigten zu lesen, um zu sehen, wie sehr man sie um ihrer Eitelkeit willen schalt und höhnte, wie sehr man sie davor in allen Erbauungs- und Erziehungsschriften warnte. Die scharfsinnigen Beobachter der Frauen ermangelten nie, auf die Triviolität des schönen Geschlechts aufmerksam zu machen, welches für nichts so lebhaftes Interesse hegte als für den Putz, dessen meiste Gespräche und Gedanken um Kleiderschnitte und Hutformen sich drehten; auch ermangelten sie nicht, diese so trefflich durchschauten Charaktereigentümlichkeiten unter den Beweisgründen anzuführen, welche gegen die Gleichberechtigung der Frauen ins Feld gerückt wurden: denn wie sollten diese oberflächlichen Geschöpfe wichtige Ämter verwalten können — und läßt sich etwas Lächerlicheres denken als Aktenstöße neben Mode-Journalen, chirurgische Instrumente neben Puderschachteln, mathematische Figuren neben Schnittmusterzeichnungen? Wie verträge sich, so fragten jene tiefen Frauenkenner weiter, ein Ausdauer und Verstandeskraft erfordernder Beruf mit diesem feichten Sinn, mit den Eifersüchteleien zwischen Nebenbuhler-

innen, mit der ewigen Sorge um die eigenen Reize — mit dem ewigen Gefallenwollen?

Ja, das Gefallenwollen ward denjenigen gar bitter vorgeworfen, die man zum Gefallen müssen aufgezo- gen hatte. Empört Sie solche Ungerechtigkeit? Wir dürfen eben den Maßstab der Gerechtigkeit nicht anlegen, um das Urteils- verfahren der Vergangenheit zu messen. Da, wo die Logik — diese Gerechtigkeit des Verstandes — noch nicht zur all- gemeinen Denksitte geworden, da läßt sich auch von der All- gemeinheit kein gerechtes Fühlen und Handeln erwarten. Wenn es erlaubt, wenn es möglich war, die notwendigen Folgen einer Sache als deren zwingende Ursachen hinzustellen, so konnte doch ein richtiger Schluß nicht gewonnen werden. Wenn wie hier z. B. die Fehler, welche aus der Stellung der Frauen resultierten, als Gründe angeführt wurden, welche diese Stellung und das Verharren in derselben rechtfertigen sollten, so ent- zieht sich die Frage jeder weiteren vernünftigen Erörterung. „Zu gefallen,“ — lehrt man dem Weibe — „ist deine Pflicht und obendrein deine einzige Glückschance, denn aus dir selbst darfst du nichts werden, und nur derjenige, dem es dir ge- lungen, zu gefallen, kann dir die Güter des Lebens zukommen lassen.“ „Du bist“ — so lautet der nebenhergehende Satz — „so sehr bemüht, dich schön und reizend zu machen, — dein frivolster Sinn ist so sehr mit den Kleinlichkeiten des Putzes beschäftigt, daß du ganz untauglich bist, dir selber die Güter des Lebens zu verschaffen.“ In eine Buchstaben-Formel auf- gelöst, ergeben diese beiden Behauptungen folgende niedlichen Sätze:

Du mußt A sein, weil du zu B nicht taugst.

Du taugst zu B nicht, weil du A bist.

Sollen wir voraussetzen, daß diese Raisonniermethode auf absichtlicher Irreführung beruhte? Schwerlich: kein Mensch will für dümmer gelten, als er ist. Was hier zugrunde lag, war die allgemein verbreitete Ansicht, daß dasjenige, was die Leute sind — als Individuen oder als Klassen betrachtet —

immer das Produkt ihrer natürlichen Anlagen sei; während doch in Wahrheit Individuen und Klassen diejenigen Merkmale zeigen, die durch die stattgehabten Einflüsse so und nicht anders sich entwickeln mußten. Immer die Verkennung der großen, damals noch so wenig verbreiteten Wahrheit, daß alles Seiende ein zu fernem Werden berechtigtes Gewordenes ist.

Die Gefallsucht der Frau war ein charakteristisches Merkmal. Um dies zu erhärten, ward man nicht müde, tausend Beispiele anzuführen und die Thatsache aus anderen Eigentümlichkeiten — Seichtigkeit, Beschränktheit und dergleichen — heraus zu erklären. Nur die eine Möglichkeit: daß das Merkmal ein anerzogenes, durch die Lage der Frauen künstlich geschaffenes sei, an die wurde gar nicht gedacht. Mehr noch: wenn eine Frau Toilettenkünste verschmähte, unbequemen Moden sich nicht fügte, das Haar kurz scheeren ließ, so wurde sie als „unweiblich“ aus der Ordnung echter Frauen gestrichen und die schreckliche Drohung über sie verhängt, daß sie „keinen Mann finden werde“ — eine Strafe, die übrigens gern auf alle Befreiungsversuche der Frauen — auch auf die geistigen — gesetzt wurde. Alles, was die Frauen an Selbständigkeit gewannen, sollten sie an anziehendem Reiz verlieren, hieß es in den von konservativer Seite vorgebrachten Warnungsregeln.

Mit den meisten den Frauen nachgesagten seelischen Eigenschaften, in lobendem wie in tadelndem Sinne, verhielt es sich ebenso wie mit der Gefallsucht. Überall wäre so viel auf Rechnung der Erziehung und Lebensstellung zu bringen gewesen, daß nur schwer ein Rest natürlicher Anlagen sich hätte bestimmen lassen. Und selbst von diesem Rest wäre noch ein bedeutendes Etwas abzuziehen gewesen, nämlich die von der Mütterreihe ererbten Eigenheiten, welche nicht als spezifisch weibliche Merkmale, sondern als die Resultate der von den vergangenen Frauengeschlechtern erlittenen Einflüsse hätte gelten müssen; denn bekanntlich übertragen sich mehr mütterliche Eigenschaften auf die Töchter als auf die Söhne.

Aber so gewissenhaftes Wägen und Rechnen war — in Sachen des Geistes wenigstens — nicht Brauch. Es war viel einfacher und leichter, die von den umgebenden Erscheinungen gelieferten Durchschnittserfahrungen aufzuzeichnen und mit Gelehrtenmiene zu sagen: „So ist die Sache“, was die stillschweigende Annahme in sich schloß: So und so ist die Sache ihrer Naturanlage, ihrer inneren Wesenheit nach beschaffen.

Noch ein Zug, um dessentwillen die Frauen von den Einen bewundert, von den Anderen geringgeschätzt wurden, war ihr Hang zur Religiosität und ihre größere Neigung zum Aberglauben. Ersteres wurde wieder auf das beliebte Axiom von dem lebhafteren und tieferen Gefühlsleben des Weibes, letzteres auf das nicht minder beliebte von dessen geringerer Verstandeskraft zurückgeführt, während in Wirklichkeit diese ganz richtig beobachtete Erscheinung — es gab in der That viel mehr fromme und viel mehr abergläubische Frauen als solche Männer — auf hundert verketteten Ursachen beruhte. Das regere Gefühlsleben und die geringere Verstandeskraft auch zugegeben, wären diese Erscheinungen selber wieder als Folgen von äußeren Einwirkungen zu begreifen, und es zeugt von der ganzen Mangelhaftigkeit des damaligen philosophischen Urteils, daß man stets bestrebt war, jede Erscheinung, die doch das Ergebnis von unzähligen verschlungenen Causalreihen war, auf ein einziges Prinzip zurückführen zu wollen und dann nicht weiter zu untersuchen, ob dieses Prinzip selber ein letztes oder ein abgeleitetes Gesetz vorstellt.

Finden Sie es nicht sonderbar, daß man das eine Geschlecht darüber belächelte, dasjenige zu glauben, was ausschließlich von dem anderen gelehrt wurde? Glaubten denn die Lehrenden ihre Doctrinen selber nicht? Wie — den Ermahnungen der Priester zu folgen, sich von ihrem Einflusse beherrschen zu lassen, das wurde den Frauen als spezifisch weibliche Schwäche angerechnet? Vergaß man denn, daß die Stifter, Apostel und Verkünder aller Religionen Männer waren und diese anfänglich hauptsächlich Männer zu bekehren

wünschten? Und wenn später immer mehr und mehr Männer sich von dem Dogma abwendeten, während die Mehrzahl der Frauen ihm treu blieb, so geschah dies nicht in Folge einer den ersteren angeborenen geistigen Freiheit — denn eine solche hätte von allem Anfang an sich nicht unterjochen lassen —, sondern einfach darum, weil die Feindin des Dogmenglaubens, die Wissenschaft, zumeist nur von Männern betrieben wurde und den Frauen grundsätzlich vorenthalten blieb. Die vorwiegend geistliche Erziehung, die aus allen Kindern — ob Knaben oder Mädchen — bigotte Menschen heranzubilden anstrebt und hierin auch bei beiden Geschlechtern gleiche Resultate erzielt, — diese Erziehung war ungleich verteilt: ein viel größeres Quantum derselben wurde der weiblichen Jugend zu teil.

Passen Sie mich — als ein Beispiel unter vielen — folgendes Schriftstück anführen. Es ist ein Reskript Napoleons des Ersten an den Direktor der Offiziers-Töchterschule St. Denis, des Datums 15. Mai 1807, worin der Kaiser seinen Ideen über weibliche Erziehung Ausdruck giebt. Ich führe den französischen Text an, damit Sie sehen, wie schwache Gedanken — auch unter der Feder starker Geister — einen schwachen Stil nach sich ziehen.

„Il faut commencer par la religion dans toute sa sévérité. N'admettez, à cet égard, aucune modification. Elevez-nous des croyantes et non pas des raisonneuses. La faiblesse du cerveau des femmes, la mobilité de leurs idées, leur destination dans l'ordre social, la nécessité d'une constante et perpétuelle résignation et d'une sorte de charité indulgente et facile, tout cela ne peut s'obtenir que par la religion, par une religion charitable et douce.

..... Presque toute la science qui y sera enseignée doit être celle de l'Évangile. Je désire qu'il en sorte, non des femmes très-agréables, mais des femmes vertueuses; que leurs agréments soient de mœurs et de cœur, non d'esprit et d'amusement; que les élèves fassent, chaque jour, des prières régulières, entendent la messe et reçoivent des leçons de caté-

chisme. Cette partie de l'éducation est celle qui doit être la plus soignée.“

„Man beginne bei der Religion in ihrer ganzen Strenge. Gestatten Sie in dieser Hinsicht nicht die mindeste Abänderung. Erziehen Sie uns gläubige und nicht raisonnierende Frauen. Die Schwäche des Gehirns bei den Weibern, die Beweglichkeit ihrer Ideen, ihre Bestimmung in der gesellschaftlichen Ordnung, die Notwendigkeit einer standhaften und immerwährenden Resignation und eine gewisse nachsichtige und leicht zu erweckende Barmherzigkeit: alles das läßt sich nur durch die Religion erreichen, durch eine barmherzige und sanfte Religion.“)

„Alles das“ — also die Schwäche des Gehirns u. s. w. — läßt sich durch die Religion erreichen. Welch ein Stil! Ein Körnchen Wahrheit ist wohl darin enthalten . . . , aber sicher nicht das, was der Verfasser sagen wollte. Und jetzt wird der Religion das Prädikat „sanft“ gegeben, während ein paar Zeilen früher deren ganze „Strenge“ gefordert wurde.

„Fast alle in der Anstalt zu lehrende Wissenschaft soll diejenige des Evangeliums sein. Ich wünsche, daß da — nicht sehr liebenswürdige, sondern tugendhafte Frauen herangebildet werden; daß ihre Vorzüge Vorzüge der Sitten und des Herzens, nicht aber des Geistes und der Unterhaltung seien; daß die Schülerinnen täglich regelmäßig Gebete verrichten, die Messe hören und Unterricht im Katechismus erhalten. Dieser Teil der Erziehung ist derjenige, welcher am meisten gepflegt werden soll.“)

Ihm selber, dem mächtigen Verfasser dieses Erziehungsplanes, hätte vielleicht eine kleine Lektion aus dem so warm empfohlenen Katechismus nichts geschadet; etwas Vertiefung in die Gebote: „Du sollst nicht töten“ und „Du sollst nicht ehebrechen“ hätte dem Gatten Josefins, hätte dem millionenfachen Menschenmörder immerhin gut gethan. Aber nein: der starke Mannesgeist hat derlei nicht nötig; nur die Frauen sollen im Katechismus die eigene Gehirnschwäche üben und daraus die für ihre soziale Stellung erforderliche „immerwährende Resignation“ schöpfen.

Die so vielfach und in allen Tonarten wiederholte Zusammenstellung von Religion und Frauen, sei es nun, um darzuthun, daß die letzteren gläubig sind oder daß sie es sein sollen, war zugleich beleidigend für die Frauen und für die Religion. Entweder wollte man damit ausdrücken, daß der Glaube gut genug sei für die geistig schwachen Weiber, oder daß die Weiber gut genug seien für den geistig unhaltbaren Glauben; immer war da beiderseitige Herabsetzung enthalten. Wenn in den Augen der Männer die Religion dasjenige war, wofür sie ausgegeben wurde, nämlich das auf höchster Wahrheit beruhende höchste Gut, so hätten sie dieselbe für sich als ebenso erlangenswert erachten müssen und hätten in der größeren Religiosität der Frauen keinen Beweisgrund ihrer geringeren Geistesfähigkeiten finden dürfen. Es ist uns beinahe unfasslich, daß in Sachen des Glaubens und Aberglaubens und dessen ungleicher Verteilung bei den Geschlechtern nicht folgende, so naheliegende Schlüsse gezogen wurden:

Die Zunahme der Wissenschaft schwächt den Glauben;

Bildung verscheucht den Aberglauben;

Frauen werden wissenschaftlicher Bildung prinzipiell ferngehalten:

Folglich sind Frauen dem Glauben und Aberglauben zugänglicher als ihre männlichen Zeitgenossen.

Sie standen auf der Stufe einer früheren Bildungsepoche, einer Epoche, in der die Männer ebenso gläubig und ebenso abergläubisch waren. Oder zeigte das Mittelalter etwa nur glaubensfanatische Frauen? Wurde dem indianischen Medizinmann nur von Indianerweibern Glauben geschenkt? Überragten denn — auch in der damaligen Gegenwart — die gebildeten Frauen nicht den rohen Bauer an geistiger Freiheit und lieferte der Unterschied zwischen einer Harriet Martineau, der Verbreiterin der Auguste Comte'schen Philosophie in England, und einem Vorbeter tyrolischer Dorfprozessionen nicht eine negative Instanz gegen das Verfahren, alle Verschiedenheiten aus der organischen Geschlechtsverschiedenheit heraus erklären zu wollen?

Unfreiheit hängt überall mit Unbildung so eng zusammen, daß das beste Mittel zum Festhalten der Gefesselten stets darin bestand, dieselben so viel als möglich in Unwissenheit zu belassen. Daher der instinktive Widerwille gegen weibliches Wissen von seiten der Männer; gegen Bildung der niederen Klassen von seiten der hohen; gegen Aufklärung überhaupt von seiten der Priester, dieser Gefängniswärter der Vernunft. Das richtigste System zur Verhinderung der Frauenemanzipation wäre es jedenfalls gewesen, denselben die Kunst des Lesens und Schreibens gänzlich zu verbieten. Im Orient hielt man es auch so. Hatte dort eine Frau schreiben gelernt, so mußte sie dieses Verbrechen sorgfältig zu verbergen suchen. Ja — mit dem Preisgeben des Alphabets an die Frau war ihr auch die Wissenschaft preisgegeben. Freilich wurde das ganze Gebiet Stück für Stück gegen sie verteidigt. Immer, wenn sie wieder einen Zoll sich erobert hatte, hieß es: Wohlan denn, bis hierher sei dir's gestattet — weiter kannst du nicht und weiter sollst du nicht. Dem „sollst du nicht“ mußte die Mehrzahl sich fügen; aber das „kannst du nicht“ machten einige Mutige zu Schanden, indem sie, allen erdenklichen Schmähungen sich aussetzend, den Beweis lieferten, daß sie können. So ward die Grenze wieder um ein Stückchen hinausgeschoben, um wieder ebenso hartnäckig verteidigt zu werden.

Nicht nur im Reiche der Wissenschaft, auch in den Künsten herrschte dasselbe Grenzsperrsystem. „Les femmes, en général, n'aiment aucun art, ne se connaissent à aucun et n'ont aucun génie.“ So zitiert Schopenhauer aus Jean Jacques Rousseau und fügt hinzu: „Weder für Musik, noch für Poesie, noch für bildende Kunst haben sie wirklichen, wahrhaftigen Sinn und Empfänglichkeit; sondern bloße Afferei zum Behufe ihrer Gefallsucht ist es, wenn sie solche affektieren und vorgeben. Die eminentesten Köpfe des ganzen Geschlechtes haben es nie zu einer wirklich großen und echt originellen Leistung gebracht. Die natürliche Zusammensetzung des weiblichen Gehirns ist weder eines besonderen Verstandes, noch eines besonderen Talentes fähig.“

Zimmer wieder wurde den Frauen als Beweis ihrer geringeren Begabung das Faktum hingehalten, daß unter der kleinen Anzahl Derer, die erst seit kurzer Zeit und mit Überwindung von allerlei Hindernissen eine Kunst betrieben hatten — daß darunter kein Homer, kein Raphael und kein Beethoven aufgetreten war. Zeigte sich dennoch eine achtungswerte weibliche Kunstleistung, dann hieß es: „Merkwürdig! Nur eine Frau und doch so Gutes — wirklich recht Gutes für eine Frau!“

Die einzige Kunst, bei der solche Urteile nicht gehört wurden, bei der zwischen beiden Geschlechtern kein Unterschied, weder an der Anzahl, noch an der Größe der Talente, angenommen werden konnte, — das war die darstellende Kunst. Denn auf der Bühne wirkten ebensoviele Frauen wie Männer und das Gleichgewicht in der Verteilung brachte auch das Gleichgewicht der beiderseitigen Leistungsfähigkeit zu Tage; — ein Umstand, der für den logisch vorgehenden Verstand allein genügt haben sollte, die auf anderen Kunstgebieten gemachten willkürlichen Behauptungen von weiblicher Minderbefähigung umzustößen. Oder sollte man wirklich ein Naturgesetz sich gedacht haben, nach welchem das weibliche Gehirn derart organisiert sei, daß es von den neun Künsten nur in der einen es den Männern gleichthun könne, in allen anderen aber ewig zurückstehen müsse, so weit zurück, daß der Versuch allein, eine solche Kunst zu üben, für die anmaßenden Geschöpfchen lächerlich sei und daß man sie daran in ihrem eigenen Interesse und im Interesse der Kunst zu hindern habe? War aber dieses sonderbare physiologische Gesetz seit jeher erkannt worden? Hatte man etwa, als das Theater in seinen Anfängen war, den Frauen ihr Recht auf Mitwirkung und ihre Tüchtigkeit hierzu sogleich zuerkannt? Mit nichten. Wir wissen, daß im Altertum alle Rollen, auch die weiblichen, von Männern dargestellt werden mußten; daß im Mittelalter es allgemein für ein Ding der Unmöglichkeit galt, eine Frau auf die Bretter steigen zu lassen, und daß noch lange hernach, beinahe bis in das Maschinenalter hinein, das öffentliche Auftreten für die

Frau als eine Art Schimpf galt, daß der Verlust aller bürgerlichen Stellung, aller Ehrbarkeit mit dem Wagnis verbunden war, zur Bühne zu gehen.

Zu der Zeit, von der wir sprechen, bestand solches Vorurteil noch als Rudiment in philiströsen Gemütern; in der weiten Welt jedoch wurden die Künstlerinnen mit Reichtümern und königlichen Ehren überschüttet; an sie wurde der Maßstab, mit welchem man sonst die Tugenden der Weiblichkeit zu messen pflegte, nicht gelegt: weder Demut, noch Gehorsam, noch unverbrüchliche Keuschheit forderte man von ihnen; ihr Rang, ihr Wert hing nicht von der Stellung ihres Gatten ab, und, gattenlos, fiel nichts von dem Odium der Aljungferenschaft auf sie. Sie galten genau so viel wie ihr Talent, und dieses wurde weder in Hinblick auf weibliche Geisteschwäche mißtrauisch und vorurteilsbefangen unterschätzt, noch in Rücksicht auf diese Schwäche mit sogenannter „Courtoisie“ beschützt; sie standen da, unabhängig von des Mannes Gnade und des Mannes Druck — dabei aber nicht losgesagt von des Mannes Liebe und Freundschaft —, Gründerinnen ihres eigenen Ruhmes und Vermögens, Herrinnen ihres Schicksals. Kurz — sie gehörten zu den ersten Exemplaren der aus der Gattung „Frauen“ langsam sich entwickelnden höheren Ordnung der Menschinnen. Vergleichen Sie das Ansehen und die Existenz einer Patti, einer Wolter, einer Nilsson, deren Triumphe die alten Chroniken uns aufbewahrt haben, mit der Lebensstellung der indischen Weiber, wie sie im folgenden Aufsatz geschildert wird, und urteilen Sie, ob es irgend eine seelische Organisation der Frau geben kann, auf deren Wesenheit hin man bestimmen könne, was die „naturgemäße Bestimmung“ des ganzen Geschlechtes sei. —

„Zweck der Ehe,“ so lesen wir in Büchners „Die Frau im alten Indien“, „Zweck der Ehe ist in den Augen Manus (der indische Noah) lediglich die Nachkommenschaft und deren Verpflichtung, für das Andenken und für die Verehrung des Verstorbenen zu sorgen, welche als Geister unter den Lebenden zu weilen pflegen. (Vorfahren-Kultus.) In diesem Sinne ist

die Frau gewissermaßen das Opfer der Familie; sie hat nichts für sich zu beanspruchen, sondern nur dem Manne als Mittel zu dienen, durch welches er in seinen Kindern wiedergeboren werden kann. Eine unfruchtbare Frau wird weggejagt; eine solche, die nur Töchtern das Leben giebt, Anderen überlassen. Gefällt eine Frau ihrem Manne nicht, oder ärgert sie ihn durch Widerspruch, so kann er sie verstoßen, mißhandeln u. s. w. Eine unfruchtbare Frau muß im achten, eine, die nur Töchter hat, im elften, eine solche, deren Kinder alle gestorben sind, im zehnten Jahre der Ehe durch eine andere ersetzt werden. Die Verlassene aber wird mit abgeschnittenen Haaren dem niedrigsten Elend preisgegeben; sie ist für die Gesellschaft so gut wie gestorben. Die indische Frau besitzt kein eigenes Vermögen und kann kein solches besitzen, mit Ausnahme persönlicher Geschenke, die als solche für den Mann keinen Wert haben; doch wird im Falle ihres Todes alles zurückgenommen. Sie selbst gehört ja nur zum Vermögen, oder ist bloßes Eigentum des Mannes. Glücklich muß sie sich preisen, wenn ihr der letztere im Falle ihrer Verstoßung eine Decke zum Zudecken oder eine Handvoll Reis zum Schutz vor dem Verhungern überläßt."

Nach weiteren Schilderungen fügt Büchner hinzu: „Dieses ist also die äußerste Konsequenz eines gesellschaftlichen Zustandes, in welchem die Frau nicht als Person oder als gleichberechtigte Genossin des Mannes, sondern als dessen Eigentum oder als Sache betrachtet wird. Freilich hat dieser in den Anfängen der Zivilisation sehr allgemein verbreitete Irrtum nicht überall zu so traurigen Konsequenzen geführt wie in Indien; aber doch lassen sich selbst heutzutage in der Stellung der Frau in unserem Staats- und Gesellschaftsleben Reminiszenzen an jene Zeit ausfindig machen, welche unserer Zivilisation nicht zur Ehre gereichen. Im alten Griechenland entschädigte sich der freie Bürger für die zurückgesetzte und ins Innere des Hauses gebannte Stellung seiner Lebensgefährtin durch den Hetärismus, welcher ihm das Ideal freien und in der Freiheit geistig mehr entwickelten oder selbständigen Frauen-

tums verwirklichte. Wir aber bedürfen — durch die freiere Stellung, die wir den Frauen eingeräumt haben — solcher zweifelhaften Surrogate nicht und werden ihrer um so weniger bedürfen, je mehr wir auf dem Wege vorwärts schreiten, welcher zu immer größerer Annäherung der weiblichen Hälfte des Menschengeschlechtes an die männliche in Können, Wissen und Denken führt.“

Sie sehen, meine geehrten Zuhörer (. . . . und „Zuhörerinnen“, würden unsere Vorfahren gesagt haben; aber unter uns kommt in einem Hörsaal dieser Unterschied nicht in Betracht. Sie sind hier alle als Lernende versammelt und dabei frage ich ebenso wenig um Ihr Geschlecht, als Sie nach dem meinigen gefragt haben. Die Ansprache: „Meine Herren und Damen“, oder, aus gnädiger Höflichkeit: „Meine Damen und Herren“ klänge von diesem Katheder aus ebenso unsinnig, wie es von seiten eines Professors im Maschinenalter unsinnig erschienen wäre, wenn er seine Hörer mit: „Meine Schwarzen und Blondes“ angeredet hätte.) Sie sehen, daß ich mir keine Vorwegnahme eines zu damaliger Zeit noch nicht vorhandenen Begriffes zu schulden kommen ließ, indem ich von der kommenden Gleichberechtigung beider Geschlechter sprach, denn die Freidenker unter unseren Vorfahren, die Vertreter der neuen naturwissenschaftlichen Weltanschauung, unter welchen Ludwig Büchner, wie Sie wissen, einen der ersten Plätze einnimmt, gaben dieser Idee schon allenthalben Ausdruck. Durchaus nicht waren es die Frauen allein, welche ihrem Geschlechte größere Rechte vindizierten; unter den denkenden Männern vielmehr fanden sich solche, die, das Fortschrittswerk im Auge, das ganze Menschengeschlecht daran beteiligt sehen wollten. Unter den Frauen hingegen fand man die eifrigsten Hüterinnen der Frauenhörigkeit, die beredtesten Gegnerinnen der Emanzipation — gerade so, wie Neger einst die besten Sklavenhüter waren. Die Mütter predigten ihren Töchtern in diesem Sinne und in diesem Sinne sprachen die Weltdamen und schrieben sogar die Schriftstellerinnen, dadurch den nächstliegenden Zweck,

nämlich bei den Männern sich einzuschmeicheln, am sichersten erreichend.

Keine Frau des Maschinenalters — selbst unter den Anführerinnen der Emanzipationsbewegung — hat, daß ich wüßte, so energisch für die Rechte ihres Geschlechtes plaidiert wie der große englische Denker John Stuart Mill. In seinen Memoiren hat er der eigenen Frau das Zeugnis ausgestellt, daß er ihrem, in jeder Richtung freien und erhabenen Geiste die besten in seinen Werken enthaltenen Ideen zu danken habe. Aus dem so berühmten Buche dieses Verfassers „The subjection of women“ will ich Ihnen nun einige Stellen mitteilen, damit Sie nicht etwa glauben sollten, daß alle Männer auf Seiten des vorhin zitierten G. Reich standen und daß die neu aufgetauchte Befreiungstheorie nur in einigen überspannten Weiberköpfen spukte.

„Wir hatten die Moralität der Hörigkeit (die Verpflichtung, sich der Gewalt zu unterwerfen); dann die Moralität der Ritterlichkeit (das Recht des Schwachen auf Schutz und Nachsicht des Stärkeren); jetzt ist die Zeit der Gerechtigkeit gekommen.“ Daß diese Gerechtigkeit noch nicht allherrschend ist, das sieht Stuart Mill in der Unterordnung des weiblichen Geschlechtes: „So steht denn die Unterdrückung der Frauen als ein vereinsamtes Faktum inmitten der sozialen Institutionen, als einzige Bresche in ihrem wohlgefügtten Grundgesetz, als alleinige Reliquie einer vergangenen Zeit, deren Denken und Thun in allen Punkten als überlebt gilt und nur in diesem einen, dem das allgemeinste Interesse beigemessen werden muß, konserviert wird. Man darf nicht annehmen, die Barbarei, welche die Menschen am längsten festgehalten, sei ein geringerer Grad von Barbarei als jene, welche sie früher abgeschüttelt haben.“

„... Als gewiß und unumstößlich läßt sich Eines festhalten: die Frau wird dadurch, daß man der Entfaltung ihrer Natur freien Spielraum läßt, nicht verleitet werden, etwas zu thun, was absolut gegen dieselbe ist. Der Eifer der Menschen,

die Natur einzuengen, aus Furcht, dieselbe könne, sich selbst überlassen, ihre Zwecke nicht erfüllen, ist eine sehr überflüssige . . . Jede Begrenzung des Wahlfeldes beraubt die Gesellschaft einiger Chancen, durch Befähigte bedient zu werden, ohne daß sie dadurch vor den Unbefähigten geschützt ist."

Lassen Sie uns diesen letzten Ausspruch des englischen Philosophen etwas näher betrachten. Daß es — auch unter den Männern — Unbefähigte auf allen von ihnen eingenommenen, gegen die Frauen so eifersüchtig verteidigten Gebieten gab, das ließ sich doch nicht ableugnen: schlechte Beamte, schlechte Ärzte, schlechte Schriftsteller. Und bei Zulassung der Frauen zu freiem Wettbewerb konnten doch nur diese Schlechten von den sie übertreffenden stärkeren Konkurrentinnen aus dem Felde geschlagen werden, während die schwächeren Bewerberinnen — von denen man unerwiesenermaßen stets eine so gefährliche große Menge voraussetzte — naturgemäß ebenfalls ausgeschieden bleiben mußten. Setzen wir die Sache in ein einfaches Rechenexempel um: Es soll eine Arbeit verrichtet werden, die aus Hebung von so und so viel Kilo besteht und die unter acht Arbeiter zu verteilen ist. Der Arbeitgeber wird von den sich meldenden Tagelöhnern nur die stärksten wählen, um in möglichst kurzer Zeit mit der Aufgabe fertig zu sein. Es melden sich zehn Männer und zehn Frauen. Die letzteren werden, da sie bekanntlich schwächer sind als die Männer, zur Kraftprobe gar nicht zugelassen. In der That — unter den Frauen befanden sich neun schwache und nur eine starke, während unter den Männern sieben kräftige und drei schwache waren. Die acht männlichen Arbeiter werden angestellt — ein Schwächling darunter. Wären die Frauen zum Bewerbe herangezogen worden, so hätten, statt zwei Männern und zehn Frauen, drei Männer und neun Frauen abziehen müssen und der Gewinn wäre auf seiten des Arbeitgebers geblieben, denn er hätte alle acht Plätze mit kräftigen Leuten ausgefüllt. In dem versinnbildlichten Falle heißt der Arbeitgeber die Gesellschaft und der Gewinn der

Gesellschaft ist es, wenn die innerhalb ihres Kreises zu verrichtenden Arbeiten in die Hände einer größeren Anzahl von Befähigten fallen, gleichviel, welchem Stande, welcher Nation oder auch welchem Geschlechte dieselben angehören. Der Ausschluß eines Geschlechtes ist sogar noch viel nachtheiliger als der einer Klasse oder Rasse, da es da nicht um einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil, sondern um die Hälfte der verfügbaren Kräfte sich handelt. Bei dem oben angeführten Beispiel ist durch das gewählte Zahlenverhältnis sogar der damals herrschenden Ansicht von der Inferiorität der Frauen ein Zugeständnis gemacht; in der Wirklichkeit jedoch, wenn an einer Schule, einem Konservatorium, einer Universität eine gleiche Anzahl von Mädchen und Knaben den gleichen Unterricht erhielten, zeigten die Prüfungen niemals ein tieferes Niveau der Erfolge auf seiten der weiblichen Studenten.

Ja — im Maschinenalter sehen wir dieses Phänomen zuerst auftreten — angestaunt, ausgelacht, verleumdet, verhöhnt: — der weibliche Student. In Amerika war zur selben Zeit diese Erscheinung schon etwas ganz Gewöhnliches geworden, aber wir beschränken ja unsere Betrachtungen auf die Staaten von Europa, und hier gehörte die akademische Laufbahn für Frauen noch zu den seltensten Ausnahmefällen. Eine sehr geringe Anzahl von Lehrsälen — zumeist in der Schweiz — stand der weiblichen Jugend offen, und die Kandidatinnen kamen zumeist aus Rußland. Und weil von demselben Lande der Nihilismus ausgegangen war, so entstand in der Vorstellung der Menge eine Vermischung der Begriffe Nihilismus und weibliches Studententum; eine Ideenverbindung, die um so natürlicher war, als beides auf Befreiungsprinzipien beruhte und die Vertreterinnen beider Richtungen kurz geschorenes Haar zu tragen pflegten. So geschah es, daß für die ängstlichen Gemüther der am Hergebrachten Geflammerten das Bild einer die Universität besuchenden Hörerin der Medizin denselben Schauer erweckte wie dasjenige einer am Galgen baumelnden Zarenmörderin.

Anlässlich der Doktoraspirantinnen seiner Zeit läßt sich der öfter angeführte G. Reich also vernehmen:

„Wäre es nicht besser, die auf sich selbst angewiesenen und einigermaßen befähigten Frauen verlegten sich auf Kindergärtneri, anstatt in physiologischen und chemischen Laboratorien, Anatomiesälen und Sternwarten sich unnütz zu machen! Im Kindergarten kann das Weib das Höchste leisten, den Grund zum Lebensglück unzähliger Menschen legen. Und welchen handgreiflichen und sittlichen Nutzen bringt ein Weib, welches z. B. in physiologischen Laboratorien Frösche bei lebendigem Leibe das Rückenmark herausschneidet, lebenden Hunden die Eingeweide aus dem Leibe reißt und Kaninchen die Sinnesorgane zerstört, der Gesellschaft? Nicht nur keinen Nutzen bringt ein solches abscheuliches Frauenzimmer, sondern zur Verhärtung und Verrohung trägt ein solches entartetes Geschöpf bei. Darum hinweg mit dem Ekel weiblicher Medizin-Studenten! Nur Liebe, Menschlichkeit, Barmherzigkeit soll das Weib atmen, nicht Grausamkeit wirken.“

Sträubt sich Ihr logisches Gewissen gegen solches rhetorisches Verfahren? Abgesehen davon, daß der in einem vereinzelten Buche der ganzen Frauenwelt gegebene Rat — „sich auf die Kindergärtneri zu verlegen“ — unmöglich von allen vernommen und befolgt werden kann, und, wenn befolgt, zu einer solchen Überfüllung des genannten Berufszweiges führen müßte, daß kein Lebensunterhalt dabei zu gewinnen wäre; abgesehen davon, daß die eben damals zum Leibarzt der Königin von Italien ernannte junge Doktorin kaum besser gethan hätte, Herrn Reich zuliebe Kindergärtnerin zu werden, statt ihm den Ekel des weiblichen Medizin-Studiums zu bereiten; — abgesehen von der Unhaltbarkeit des Rates, betrachten Sie einmal die Unhaltbarkeit oder vielmehr die philosophische Unredlichkeit von dessen Begründung. Die so abscheulich hingestellte Vivisektion ist entweder unnütz — dann sind die Männer, die sie betreiben, ebenso „abscheulich“ wie die „Frauenzimmer“; oder aber, sie ist durch den Zweck der zum Besten der kranken Menschheit zu sammelnden Er-

fahrungen gerechtfertigt, dann macht das Geschlecht derjenigen, die sie ausüben, keinen Unterschied. Nur Liebe, Barmherzigkeit und „Menschlichkeit“ soll das Weib üben? Burden denn physiologische Studien von seiten der Männer aus — den Männern geziemenden — Motiven des Hasses, der Grausamkeit und der Unmenschlichkeit betrieben? Schwerlich. Hätte übrigens der Autor bei Anwendung des Wortes „Menschlichkeit“ nicht bei dem Widerspruch sich ertappen müssen, der darin liegt, der einen Hälfte der Gattung das wesentlichste Merkmal der Gesamtheit zuweisen zu wollen? Warum sollte das Weib „menschlicher“ sein als der Mann, der doch in jeder Hinsicht sich als den eigentlichen Repräsentanten des Begriffes Mensch betrachtet wissen wollte?

Dieser Widerspruch erklärt sich, wenn wir bedenken, daß Menschlichkeit, im Sinne einer Tugend, damals nicht das war, was es heute geworden, nämlich der Grundzug des vollmenschlichen Charakters, sondern erst als eine ganz neue, mit dem herrschenden kriegerischen Geist noch arg in Widerspruch geratende Tugend auftrat. Am besten noch konnte dieselbe bei dem weiblichen Geschlechte sich bethätigen, welches von der Ausübung der obwaltenden Feindseligkeitspflichten ausgeschlossen war. Während im Kriege das Amt der Männer im Wundenschlagen bestand, durften die Frauen allein dieselben heilen. In einer vorgeschritteneren Zeit, wo die Humanität zum siegenden Durchbruch gekommen war, da galt die Barmherzigkeit ebenso wenig mehr als ein Vorrecht der Frauen, als der Verstand ein Vorrecht der Männer geblieben war. Dazumal, wo noch so viel Rauhes und Rohes in der — sich so vorgeschritten wägnenden — Kultur enthalten war, da ist es begreiflich, daß man den sanften Tugenden wenigstens bei jenen Wesen eine Zuflucht sichern wollte, die dem öffentlichen Leben fern standen. Da, wo jeder Sohn des Landes mordpflichtig, wo das Raufen und Saufen und Ausschweifen allgemeine Männer-sitte war, da mochte wohl der Gedanke etwas Abstoßendes haben, daß das „schöne Geschlecht“, dasjenige Geschlecht, welches am friedlichen Hausherde die milde Flamme

der Liebe zu hüten angesetzt war, es dem anderen gleichthun wolle und auch sich hinausstürzen ins „feindliche Leben“. Da mochte man wohl fürchten, daß die Sanftmut, die Anmut, die Reinheit, — die Liebe selber vom Erdkreis verschwinden müsse, wenn die sogenannte „Weiblichkeit“ nicht in ihren Schranken bliebe . . .

Doch was war es, das die Männer da verteidigen wollten, indem sie das Fallen jener Schranken zu verhindern strebten? War es das Privilegium der weiblichen Tugenden oder etwa dasjenige der — eigenen Laster? Glaubten sie, daß, so lange die für die Menschenwürde und den Bestand einer gesitteten Gesellschaft notwendige Quantität von Enthaltbarkeit, Mitleid, Friedfertigkeit u. s. w. von den Frauen gepflegt würde, es den Männern statthaft sei, den gegenteiligen Untugenden zu fröhnen? Fast scheint es so. Und in der That, es herrschte auch eine für die Geschlechter getrennte Moral. Es gab spezifisch weibliche und spezifisch männliche Tugenden; die Beurteilung gewisser Handlungen war eine ganz verschiedene, wofern dieselben von einem Manne oder von einer Frau begangen worden. Vergehen gegen das sechste Gebot z. B. waren — wenn noch so gering — bei den Frauen das schwerst zu sühnende Verbrechen, während die strenge Befolgung desselben beim Manne hingegen lächerlich erschien. Die ganze Häßlichkeit ungezügelter rohen Treibens: Trunksucht, Rauf- lust, Unzucht, zeigte sich erst, wenn man sich dieselben als über eine Frau herrschend vorstellte, während Becher, Duellanten und Don Juans als ganz lebenswürdige Männerfiguren gedacht werden konnten. Dafür galten manche Charakterchwächen für verächtlich bei den Männern und entschuldbar, wenn nicht reizend, bei den Frauen: Mutlosigkeit, Willenlosigkeit, Gedankenlosigkeit. Da wo die Frau diese lieblichen Fehler ablegen wollte, wo sie Thatkraft und Selbstvertrauen zeigte, priesen sie wohl Einige ob ihres männlichen Charakters, doch ließen Andere gleich die Befürchtung laut werden, daß mit Ablegung der weiblichen Untugenden auch die weiblichen Tugenden in die Brüche gehen müssen.

Was man nicht sah, was man nicht verstand, war dieses: Die unaufhaltsame Naturkraft, durch welche die Menschheit zu immer größerer Veredlung getrieben wird — eine Kraft, der die Meisten ohne Zielbewußtsein dienen, gegen die eine Anzahl der davon Getriebenen sich sogar stets zu widersetzen suchte —, war wieder einmal im Zuge, einen höheren Typus unserer Gattung zu formen: den Typus der Vollmenschlichkeit. Eine der Bethätigungen dieses Neugestaltungsdranges war die Frauenbefreiungsidee. Denn zur Erreichung des — mehr geahnten als erkannten — Ideals war die ungehinderte Entfaltung aller in der Gesamtmenschheit vorhandenen Geisteskeime nötig; keine der unter Allen verteilten Anlagen durfte mehr wegen vermeintlicher Untauglichkeit der Rasse oder des Standes oder gar des Geschlechtes unterdrückt werden; und die Tugenden, deren größere Verbreitung den neuen Typus charakterisieren sollte, durfte nicht mehr in zwei Hälften geschieden sein; Milde und Mäßigkeit auf der einen, Mut und Denkfähigkeit auf der anderen Seite mußte jeder Vollmensch aufweisen, ob er nun dem männlichen oder weiblichen Geschlechte angehörte. So wie es dazumal schon manche gemeinschaftliche Eigenschaften gab, ohne welche weder Mann, noch Frau Anspruch auf Achtung hatte, als: Redlichkeit, Reinlichkeit, Fleiß, Wahrheitsliebe, Pflichtgefühl, so hat ein späteres Vollkommenheitsideal alle menschlichen Tugenden von allen Menschen gleich gefordert. Mit Abschaffung der sonstigen Privilegien mußten auch die Kastervorrechte verschwinden und kein Mann durfte mehr stolz auf seine Ausschweifungen sein. Der Mut, diese Mustertugend zuerst des Löwen, dann des Wilden, dann des Helden, schließlich des stets schlachtbereiten Soldaten und mensurberiten Studenten, verlor von seinem Nimbus und mußte nicht mehr von Männern allein bis zur Verachtung des Lebens getrieben werden, sondern ward in Stunden der Gefahr, in schweren Lebenslagen in gleichem Maße von dem vollmenschlichen Weibe gefordert; die Keuschheit war nicht mehr allein in des Weibes Gut gelegt und von diesem bis zur Abtötung aller natürlichen Triebe zu wahren, sondern jeder Vollmensch mußte es ver-

schmähen, der Sinnelust ohne Liebe oder in verräterischem Treubruch zu fröhnen. So geschah es, daß durch die fallenden Fesseln, welche das eine Geschlecht so lange getragen hatte, nicht nur dieses, sondern auch das andere zu höherer Menschenwürde emporstieg. Ganz das Gegenteil von den Befürchtungen der Emanzipationsbekämpfer trat ein: nicht rohe, männliche Fehler nahm das Weib an, nicht in weichliche Weiblichkeit versank der Mann, sondern beide vereint — unter ihnen die besten, stärksten, talent- und verstandesreichsten — bildeten sich zu den Mustern einer höheren Gattung heran.

---